

Lara Mallien, Johannes Heimrath

**Matriachale Aspekte gelebter Gemeinschaft -
Die natürliche Verfasstheit einer Wahl-Großfamilie**

LM: Die Zeit der neuen sozialen Bewegungen in den 70er-Jahren hat zahlreiche Gemeinschaften mit unterschiedlichsten weltanschaulichen Hintergründen hervorgebracht. Die vermutlich einzige Gemeinschaft, in der die Gründerinnen und Gründer von 1976 bis heute in unveränderter Konstellation zusammenleben, ist die Lebensgemeinschaft in Klein Jasedow.

Ihre Geschichte beginnt im Jahr 1976 in München. Zwei junge Musiker-Ehepaare schließen Freundschaft und ziehen zusammen aufs Land, um dort gemeinschaftlich zu leben. Ein Kind ist bereits dabei, ein zweites wird kurz darauf geboren. Nach einem Jahr des Zusammenlebens kommt es zu einem Schlüsselmoment, der den weiteren Weg der Gemeinschaft prägen wird: Die Paare entdecken zeitgleich, dass der andere Mann und die andere Frau jeweils zusammengehören. Das hätte die junge Gemeinschaft sprengen können, aber den vier jungen Leuten gelingt es, zusammenzubleiben, die Wahrheit und Tiefe der neu gefundenen Beziehungen zu begreifen und die seelische Verbundenheit zu dem vorherigen Partner nicht zu verlassen. In dem intensiven Prozess ihrer gemeinsamen Neufindung untersuchen sie, ob ihre Beziehungen in irgendeiner Hinsicht von Machtimpulsen geprägt wird, und wo immer sie Anflüge davon entdecken, räumen sie diese beiseite.

JH: Ich war und bin einer jener vier „Visionauten“, die damals mit vollen Segeln in den unbekanntem Ozean der Vision aufbrachen. Die Jahre nach 1968 hatten so viele Konjunktive des „richtigen“, des „guten“ Lebens hervorgebracht, dass die Auflösung schon eines einzigen Konjunktivs in einen Aktiv als nautisches Werkzeug zu dienen versprach: Wir waren voller Gesellschaftskritik und erfüllt von der Vision eines egalitären, friedvollen Zusammenlebens, das aus der Kraft des Hörens, des Zuhörens schöpfte. Vielleicht bestand das Glück unseres Anfangs darin, dass wir uns als Musiker weniger einer Welt-Anschauung als vielmehr eine Welt-Anhörung verpflichtet fühlten. „Weltanhörung“ heißt auf Griechisch „Akroasis“, und wir hatten einfach Lust, herauszufinden, ob man ein akroatisches Leben – das Wort „matriarchal“ war uns damals nicht musikalisch genug – verwirklichen könnte, und zwar mit allen Konsequenzen. So sagten wir: Lasst es uns gemeinsam tun, und da wir gelernt hatten, dass Musik, zumal jene, die aus dem Moment – ex improviso, aus dem Unvorhergesehenen – kommt, ein Höchstmaß an Verbindlichkeit fordert, war uns klar, dass wir in diesem Augenblick des Ja-Sagens eine Art unauflösliche Ehe zu mehreren geschlossen hatten. Wir waren die Zeugerinnen und Zeuger eines Clans geworden.

LM: Ich bin in dieser Gemeinschaft als Kind aufgewachsen und war zu Zeit des

Partnerwechsels 5 Jahre alt. Die Erfahrung war für mich in keiner Weise traumatisch, sondern bereichernd. Auch in der Beziehung zu den Kindern gab es kein Machtgefälle. Das bedeutete gerade nicht eine laissez-Faire-Erziehung, sondern authentische, egalitäre und verbindliche Beziehungen, eben auch zu den jüngeren Familienmitgliedern. Das war vermutlich die Basis, warum die drei Kinder der Gemeinschaft als Erwachsene nicht schnellstmöglich ihr Elternhaus verlassen wollten, sondern vielmehr ihre Freunde und Partner in die Gemeinschaft hereinholten. Heute ist aus der ursprünglichen Gemeinschaft der vier Musiker und ihrer Kinder eine Großfamilie geworden. Knapp zwei Dutzend Menschen leben heute an dem gemeinsamen Ort Klein Jasedow. Ein weiteres Dutzend Menschen, gewissermaßen „ehemalige“ Familienmitglieder, leben an anderen Orten. Im Umfeld sind viele weitere Menschen in gemeinschafts-ähnlichen Strukturen mit der Lebensgemeinschaft verknüpft. Der Ort Klein Jasedow hat für diesen Wachstumsprozess eine entscheidende Rolle gespielt.

Im Jahr 1997 war die damals 11-köpfige Gemeinschaft nach Abschluss eines temporären Projekts in der Schweiz auf der Suche nach einem neuen Lebensort und fand ihn in dem kleinen Dorf Ostvorpommern am Peenestrom gegenüber der Insel Usedom. Die Häuser dort waren verfallen, die Grundstücke wild überwuchert, aber es war Raum da für schier unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten. Die junge Generation brachte ihre Freunde mit, die beim Ausbau des Geländes halfen, die ältere Generation brachte ihre langjährigen Erfahrung als Pioniere und Projektentwickler ein, und so konnte der Ort wachsen. Dass es weder zwischen jungen und alten noch zwischen Männern und Frauen ein Machtgefälle gab, war der Kern dessen, warum dieses Wachstum fruchtbar war. Bald kam eine neue Kinder-Generation hinzu, und inzwischen wohnen drei der Großmütter bzw. Urgroßmütter ebenfalls in Klein Jasedow.

Anders als bei vielen anderen Gemeinschaften war es nicht eine Ideologie, ein Ideal oder eine Idee, welche die Menschen zusammenhielt, sondern schlicht die Zuneigung zueinander. Wir wollen zusammensein um des Zusammenseins willen. Die Gemeinschaft hat sich nie einen Namen gegeben oder ihre Prinzipien formuliert. Erst heute, in der Rückschau vieler Jahrzehnte, beginnen wir, darüber zu sprechen.

Uns scheint, dass in einer wahlverwandten Großfamilie, die keine Machtstrukturen ausbildet, sich von selbst Parallelen zu traditionellen matriarchalen Gesellschaften entwickeln. Zum Beispiel, dass im Zentrum des Clans die Großmütter stehen. In der Klein Jasedower Gemeinschaft sind dies die beiden Musikerinnen, Christine Simon und Beata Seemann, heute 58 Jahre alt, die damals Anfang der 70er Jahre mit ihren Partnern Klaus Holsten und Johannes Heimrath das erste Gemeinschafts-Experiment gewagt haben. Sie wirken auf unterschiedlichen Ebenen, Beata eher im künstlerischen Bereich, Christine im sozialen und wirtschaftlichen, indem sie das Fundraising für alle unsere gemeinnützigen Projekte organisiert, zum Beispiel für ein Mehrgenerationenhaus und die Räume der Europäischen Akademie der Heilenden Künste, die heute Weiterbildungsstudiengänge in Musiktherapie anbietet. Von Christine

gehen ganz wesentliche Impulse für die Weiterentwicklung und den Zusammenhalt des Ganzen aus, aber es wäre falsch, ihr eine Machtposition zuzuschreiben.

JH: Naja, wir haben uns damals in den 70er-Jahren intensiv mit dem Phänomen „Macht“ auseinandergesetzt, und das war alles andere als einfach. Wir gehörten noch zu einer Generation, in der vom Mann erwartet wurde, dass er eine Familie ernähren kann, und wenn er das fertigbringt, dann gehört ihm auch die Macht in der Familie. Es war uns beiden Ur-Männern tief bewusst, dass wir so nicht leben wollten. Aber lag die Lösung darin, nun einfach den Frauen die „Macht“ abzutreten? Das konnte es auch nicht sein. Etwas Neues musste gefunden werden. Interessanterweise half uns eine Frage aus der Biologie. Man hatte herausgefunden, dass es das Ei ist, das entscheidet, welches der vor seiner Pforte wimmelnden Spermien es zu sich einlässt – und das brach schlagartig jegliches Gefühl männlicher Dominanz, das als Folge von Erziehung und gesellschaftlicher Prägung in Resten noch bei uns vorhanden gewesen sein mag. Und es machte uns deutlich, dass es ein Angewiesensein aufeinander von Anfang an gibt: Was wären Ei und Spermium ohne jeweils das Andere? Und entsteht das Dritte, das Leben, nicht erst aus der Verschmelzung der beiden Pole? – Wir wollten auch derart in „Leben“ aufgehen, dass es gar nicht anders ging, als eine vergleichbare Art von Verschmelzung zu verwirklichen.

LM: Den Motor des täglichen Wirtschaftens sowohl auf der Ebene des Haushalts als auch der Unternehmen, mit der die Gemeinschaft ihr Geld verdient, bilden die jüngeren Frauen, heute zwischen 30 und 38 Jahren alt. Ihr schwesterlicher Zusammenhalt und ihre Verbindung zu den älteren Frauen ist das Fluidum, in dem die Gemeinschaft schwingt. Der Beitrag der Männer zum menschlichen wie wirtschaftlichen Gelingen des Ganzen ist ebenso essenziell wie derjenige der Frauen und alle, Frauen wie Männer, arbeiten sowohl künstlerisch, unternehmerisch als auch in Haus und Garten. Es scheint mir allerdings, als gehe der Puls, der den Lebensrhythmus des Orts erzeugt, auf eine geheimnisvolle Weise von der Schwingung der Frauen untereinander aus, aber ganz wesentlich auch von den Liebesbeziehungen der einzelnen Paare. Dass es zwischen den Männern zu Rangstreitigkeiten kommen könnte, wäre eine absurde Vorstellung. Alle Männer wirken in sehr individuellen Bereichen, sei es als Unternehmer und Software-Entwickler, Musiker, Verleger, Redakteur oder Gärtner. Johannes Heimrath hat am ehesten die Rolle desjenigen, der uns am häufigsten nach außen hin repräsentiert, was er sehr gut macht, aber es wäre falsch, ihn deswegen als Leitfigur einzustufen. Auch in matriarchalen Gesellschaften gibt es ja die meist männlichen Repräsentanten, die nach außen hin politisch arbeiten, was Johannes Rolle als Stadtrat von Lössen und internationalem Netzwerker entspricht.

JH: Die Tatsache, dass ich vor allem in den ersten Jahren derjenige war, der unserer Lebens-Erfahrung Wörter gab, machte mich in vielen Augen zum „Kopf“ der Gemeinschaft. Es nützte nicht viel, darauf hinzuweisen, dass der Kopf nichts ist, wenn der Darm seine Arbeit verweigert, zu sehr ist das Bild der imperialen Herrschaftspyramide in unsere Gesellschaft eingegraben. Aber diese irrige

Außenwahrnehmung half uns, unser Selbstbild als dasjenige eines lebendigen Organismus zu entwickeln. Und dieser Organismus glich mit fortschreitender Erkenntnis immer weniger demjenigen eines singulären Wesens mit Armen, Beinen, Kopf und Gedärm, sondern demjenigen eines Superorganismus von der Art der Schleimpilze. Die schließen sich ganz und gar unhierarchisch, quasi als „Schwarm“, zusammen, wenn sie den Ort wechseln wollen. Im Phänotyp einer Amöbe wandern sie dorthin, und man kann in diesem Superorganismus keine Individuen erkennen. Wenn sie dahin gekommen sind, wohin sie ihre Schwarmintelligenz gebracht hat, lösen sie den Verbund wieder auf und wirken wieder als Einzelne.

LM: Im Jahr 2006 hat Heide Göttner Abendroth unsere Gemeinschaft für einige Tage begleitet und uns die Grundprinzipien matriarchaler Gesellschaftsgestaltung nahegebracht, Das hat uns dazu geführt, dass wir das mütterliche Prinzip des Gebens, das bei uns ganz selbstverständlich in allen Beziehungen wirkt, noch bewusster als solches erkennen und wertschätzen konnten. Die Erfahrung im täglichen Zusammenleben hat uns vor allem vor Augen geführt, wovon die Menschen leben: vom Miteinander, von der Zuneigung und Fürsorge der anderen; von der Verbindlichkeit, Verlässlichkeit, der Wertschätzung und vom Vertrauen der anderen ebenso wie von der Freiheit, eigenständig zu gestalten und sich den anderen in all seiner Unvollkommenheit zuzumuten. Und demgegenüber steht die Erfahrung: Die Menschen leben nicht nur von Menschen, sondern essenziell auch von dem, was die Natur schenkt, ebenso von dem, was heute nicht mehr lebende Menschen der Welt gegeben haben. Aus der Erfahrung dieser vielschichtigen Eingebundenseins wächst in jedem Einzelnen die Kraft, sich frei zu entfalten und zugleich wieder Nahrung für andere zu sein, auch für nachrückende Generationen. Es wächst die Gewissheit, im Gesamtorganismus der Erde aufgehoben und ernährt zu sein, Heimat zu finden und gestalten zu wollen.

Daraus ergibt sich von selbst, dass die Klein Jasedower Lebensgemeinschaft – soweit heute möglich – eine Ökonomie des Gebens realisiert.

JH: Leicht gesagt! – Wir betreiben mehrere Unternehmen, produzieren Zeitschriften, Bücher, Internet-Anwendungen. Wir bauen Instrumente, haben ein biologisches Kräutertee-Unternehmen auf die Beine gestellt. Wir bauen eine Akademie auf, an der kreative Heilweisen studiert werden können und zu der ein historisches Segelschiff gehört, das als Lernort für benachteiligte Kinder und Jugendliche dient. Wir sind mit Musik, Vorträgen und publizistischen Aufgaben in der Welt unterwegs, engagieren uns politisch und, und, und. Die derzeit möglichen Rechtsformen führen zu manchen unlösbaren Dissonanzen, zum Beispiel, dass unsere Nachbarn lohnabhängige Beschäftigte bei uns sind, obwohl wir eine egalitäre Konsensgemeinschaft sind, zum Beispiel, dass wir den weitaus größten Teil unserer Schöpferkraft nicht in Geld umsetzen können, so dass wir nicht über das Kapital verfügen, das wir in der gegenwärtigen Raub-Wirtschaft – ich will dazu nicht „Ökonomie“ sagen, denn einen Haushalt führt man bekanntlich anders – dringend haben müssten, zum Beispiel, dass wir auch auf diesen Kongress mit dem Auto gefahren sind, obwohl wir wissen, dass wir

unsere Heimatplanetin damit schädigen, und so fort.

LM: Das Wirtschaftsprinzip, das auf uns passt, ist das der Allmende: Eine überschaubare, solidarische Gemeinschaft bewirtschaftet natürliche oder auch kulturelle Ressourcen nach ihren eigenen, selbstbestimmt gefundenen und an die jeweiligen Orte und Menschen angepassten Spielregeln, und zwar so, dass die Ressourcen nicht ausgebeutet werden, sondern möglichst noch mehr sich erneuernde Lebensfülle für alle entsteht. Reichtum ist dann das, was mehr wird, wenn wir es teilen.

Alle Grundstücke und Gebäude der Klein Jasedower Lebensgemeinschaft sollen deshalb in eine Stiftung einfließen, die bereits gegründet ist und den Titel »Stiftung Zukunftswerk« trägt. Damit soll ein Gemeingut entstehen, das über Generationen hinweg Heimat für gemeinsinnstiftende, ökologischen Projekte sein wird. Die Erfahrungen, die wir über mehr als drei Jahrzehnte hinweg im Stillen gesammelt haben, sehen wir heute im Kontext einer sich wandelnden Welt, die zum Prinzip der Allmende und zum Prinzip des Gebens finden will. Dafür braucht es viele Orte, Halbinseln des guten Lebens, in der die Menschen lernen, füreinander Nahrung zu sein.

JH: Als Mensch der Wörter nenne ich ein solches Leben heute ein „archisches“ Leben, eines, das aus der „Arché“ schöpft und sich des Ursprungs stets bewusst ist. Aus „archischer“ Sicht würde es einem niemals in den Sinn kommen, die Quellen, aus denen sich das Leben speist, zu verunreinigen. Und die Gesellschaftsform, die sich aus solcher „archischer“ Haltung ergibt wie eine Blüte, die sich aus den Kelchblättern herausfaltet, nenne ich heute „Commonie“, abgeleitet von dem englischen Begriff „Commons“ für die Gemeingüter, die Allmende. Wir beide, Lara und ich, experimentieren intensiv mit diesen und weiteren neuen Wörtern, weil wir sie nicht zuletzt in unserer Zeitschrift „Oya“ brauchen, um die (R)Evolution zu befeuern, die heute als dringend nötig erachten, denn: Die Zeit ist reif!